

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Der Untergang des alten Preußen

Kohl, Horst

Leipzig, 1913

8. Gneisenau als Prophet des Untergangs Preußens.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-317

volfreicher und ebenso tapfer und kriegsgewohnt ist, wie die Staaten Ew. Majestät. Ich habe Ihnen keinen stichhaltigen Grund zum Kriege gegeben. Befehlen Sie diesem Schwarm von Übelwollenden und Unbedachten, angesichts Ihres Thrones zu schweigen in der Achtung, die Ihnen gebührt, geben Sie Sich und Ihren Staaten die Ruhe zurück. Finden Sie auch niemals wieder in mir einen Verbündeten, so werden Sie doch einen Menschen in mir finden, der nur Kriege zu führen wünscht, die für die Politik meiner Völker unerlässlich sind, und nicht Blut vergießen mag in einem Streit mit Herrschern, welche zu mir in keinem Gegensatz stehen auf den Gebieten der Industrie, des Handels und der Politik. Ich bitte Ew. Majestät, in diesem Briefe nur meinen Wunsch zu erblicken, das Blut der Menschen zu schonen und einer Nation, die um ihrer geographischen Lage willen der meinigen nicht feindlich sein dürfte, die bittere Reue zu ersparen, allzusehr auf vorübergehende Empfindungen gehört zu haben, die zwischen den Völkern so leicht aufwallen und sich beruhigen.

Übrigens bitte ich Gott, mein Herr Bruder, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nähme.

Eurer Majestät guter Bruder N a p o l e o n.

8. Gneisenau als Prophet des Untergangs Preußens.

a) Aus einem Briefe an einen Freund ¹⁾.

Ich hatte es Dir wohl von Stadt Ilm aus geschrieben, daß die letzte Stunde des preußischen Staates geschlagen habe. Damals wolltest du es nicht glauben. Wenn man aber den unsoldatischen Geist — ich meine hier nicht gerade persönlichen Mut — der Offiziere und Gemeinen unserer Armee, ihre Kriegsungewohntheit und ihr Vertrauen auf fein ausgezirkelte Evolutionen, ihr Sträuben gegen neue, w e s e n t l i c h e Einrichtungen, ihre Abgeneigtheit, dem

¹⁾ Entnommen aus Stein, Das Leben des Feldmarschalls Gneisenau, Bd. I, S. 114.

Zeitgeiste nachzugeben und eine veraltete Taktik zu verlassen, und die Zusammensetzung der Anführer so kannte als ich, so konnte man den Ausgang der Sache wohl ahnen.

b) Gneisenaus Denkschrift über den Krieg von 1806.¹⁾

Nachdem man sich vorschnell, ohne erst unserm Alliierten, Rußland, Zeit zu geben, seine Truppen zu versammeln, gegen Frankreich gerüstet hatte, so wäre es vielleicht geraten gewesen, mit einem Teil unserer Armee eine Wanderung durch das südliche Deutschland zu beginnen, das, was man von feindlichen Truppen vorfand, aufzureiben und zu zerstreuen, den Gemeingeist in Deutschland zu beleben, unter den dortigen, zur Empörung gegen die französischen Bedrückungen reif gewordenen Völkern eine neue Vendée²⁾ zu gründen, und durch ein solches Vorspiel den Mut unserer Truppen zu beleben. Eine Kriegsoperation jenseits des Thüringer Waldes ist für Preußen nur unter der Bedingung einer allgemeinen Schilderhebung der deutschen Nation auf die Dauer zu unternehmen. Statt dessen verlor man eine kostbare Zeit, sowohl am Queis als in den Gegenden der Freiberger Mulde. Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrn-unglück, das Mißtrauen der Armee in ihn, die Uneinigkeit der Koryphäen des Generalstabes, die Neutralisierung einiger der fähigsten Mitglieder desselben, unsere des Kriegs entwöhnte Armee, der beinahe in allen Zweigen sichtbare Mangel an Vorbereitung zu demselben, die in den zeit-herigen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beschäftigung mit nichtswürdigen Kleinigkeiten der Elementar-taktik, für die Schaulustigkeit des Publikums erfunden, unser Rekrutierungswesen mit allen seinen Exemtionen, das nur einen Teil der Nation zu den Waffen verpflichtete, dessen Dienstzeit über die Gebühr verlängerte, der folglich mit Widerwillen diente und nur noch durch Disziplin zusammengehalten wurde; unser Populationsystem, das dem Soldaten

¹⁾ Entnommen aus Perz, Leben Gneisenaus, Bd. I 121 ff.

²⁾ Die Bewohner der Vendée opferten sich in rühmlichem Untergange für das Königtum Ludwigs XVI.

erlaubte, sich mit einer Familie zu belasten, deren Ernährung, wenn ihn der Krieg von seinem Herd abrief, meist der Wohltätigkeit des Publikums überlassen blieb und deren Schicksal oft dem bekümmerten Vater das Ende des Krieges wünschenswert machte; das Beurlaubungswesen, das den darauf mit seinen Einkünften angewiesenen Kompaniechef verleitete, den noch wenig disziplinierten Rekruten in seine Heimat zu entlassen; die schlechte Verfassung unserer Regimentsartillerie, die niemals der reitenden Artillerie der Franzosen sich entgegenstellen konnte; die schlechte Beschaffenheit unserer Waffen; die Untauglichkeit der meisten unserer Generale; und, um alles zu umfassen, unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ, pressen dem Patrioten stille Seufzer aus, und nur in den Geist der meisten unserer Offiziere ließen sich noch Hoffnungen setzen. Überdies ahmte man von den französischen Einrichtungen gerade diejenige nach, die man hätte vermeiden sollen, nämlich die Armeeinteilung in Divisionen, ohne zu bedenken, daß man nicht fähige Generale genug hatte, diese Divisionen zu befehligen, und anstatt wie die Franzosen den Divisionen nur wenig Kavallerie beizugeben, diese hingegen in großen Massen zusammenzuhalten, um damit irgendwo einen entscheidenden Schlag auszuführen, zerstückelte man auch selbige, so daß sie nachher nirgends eine kräftige Wirkung tun konnte. Unter diesen Auspizien begann der Krieg, wozu der Plan den übrigen Vorbereitungen entsprach.

Anstatt nun, nachdem man seine Zeit verloren hatte, den Feind auf den sanften Anhöhen, die nördlich vor dem Zusammenfluß der Saale und Unstrut liegen, wo alte Reminiscenzen¹⁾ unsern Mut erhöhen, den der Feinde niederschlagen konnten, oder in den Gegenden der Nieder-Mulde zu erwarten, zwängte sich die Armee des Fürsten von Hohenlohe, aus den Gegenden der oberen Elster sich rechts ziehend, in die unfruchtbaren Thüringer Berge, wo unsere Verpflegung nachher so sehr erschwert wurde, daß unsere Truppen, nachdem der Feind das Saaletal und alle darin und auf dem rechten Ufer dieses Flusses angelegten Maga-

¹⁾ An Roßbach.

zine gewonnen hatte, mehrere Tage vor der Schlacht schon an allem Mangel litten. Den Befehl über die Avantgarde hatte man dem sonst lebenswürdigen Prinzen Louis Ferdinand übertragen, der aber die Erwartungen, die man als General von ihm hegte, nicht befriedigte. Er sollte mit selbiger am 10. Oktober früh mit Tagesanbruch bei Saalfeld auf das rechte Ufer der Saale bis Neustadt gehen, wodurch sein Korps dem ihm selbigen Tags gewordenen Unglück entzogen worden wäre und wodurch man die Vereinigung mit dem General Tauenzien hätte bewirken können. Statt dessen schickte man ihm den Befehl zu, in der dortigen ungünstigen Gegend standzuhalten, unerachtet man wußte, daß tags vorher unter Marschall Lesebvre nur allein durch Koburg 22 000 Mann gegangen waren, die Truppen ungerechnet, die schon im Maingrunde standen, und unerachtet man aus dem sich nähernden Feuer des vorigen Abends wissen konnte, daß Tauenzien infolge des Gefechts bei Schleiz zurückgedrängt war. Der Prinz hatte jedoch schon vorher den ausdrücklichen Befehl erhalten gehabt, auf den Höhen bei Rudolstadt stehen zu bleiben und sich durchaus nicht in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen. Seinem tapferen Sinn mißfiel vermutlich diese Anordnung, er kam um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr in Saalfeld an, besichtigte einen Augenblick das Terrain, ritt nach der Stadt zurück, und um 10 Uhr wurden unsere Truppen angegriffen. Sie leisteten zum Teil einen harten Widerstand, unerachtet der Nachteile des Bodens, wo der Feind die Höhen innehatte. Die Preußen standen in einem engen Tal, den Rücken gegen die Saale gefehrt, mit einem einzigen Rückzugswege hinter der rechten Flanke. Der Tag endigte damit, daß, nachdem die Kavallerie geschlagen war, die Infanterie in die Saale gesprengt wurde. Der Feind war vielfach überlegen. Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand war ein großer Verlust wegen des Vertrauens, das die Armee in ihn setzte. Infolge dieses Gefechts wurden auch das Füsilierbataillon Pelet und drei Eskadrons Husaren aus Blankenburg mit Verlust zurückgetrieben. Das Hauptquartier des Königs, so sich selbigen Tages in Blankenhain befand, kam dadurch in die größte Gefahr. Es war ohne Bedeckung, nur drei Stunden von Rudolstadt entfernt, wo die Feinde abends einrückten.

Die Tage von Schleiz und Saalfeld machten auf die Armee einen üblen Eindruck. Die Stellung unserer Armee war in der linken Flanke genommen. Die Feinde drangen in dem Saalethale und auf dem rechten Ufer dieses Flusses vor, bemächtigten sich der dort angelegten Magazine und drohten, uns von unsern Staaten abzuschneiden. Infolge dieser Begebenheiten mußte die Armee des Königs, die bereits bis über Eisenach vorgedrungen war, wieder zurück und gegen die Saale marschieren, und nun beginnt der zweite Akt dieses Trauerspiels.

Die Absicht der Feinde war unstreitig die, die Armee des Königs zu umgehen, um ihr den Rückzug abzuschneiden, dann am 14. den Fürsten von Hohenlohe zuerst mit Übermacht zu erdrücken und solchen auf die Armee des Königs zu werfen und nun am 15. durch einen neuen Angriff beide Armeen zu überwältigen und zur Kapitulation zu nötigen, was bei der Überzahl der Franzosen — 220 000 Mann ohne die Bayern und nur 90 000 Preußen und 20 000 Sachsen — nicht fehlen konnte; denn Übermacht, mit Verstand geleitet, ist immer Siegerin. Vorerst gelang nur ein Teil dieses Planes.

Man hatte sich endlich bei der Armee des Königs, nachdem man wieder Zeit mit Beratschlagen verloren hatte, entschlossen, über das Defilee von Kösen auf das rechte Ufer der Saale zu gehen und den Feind irgendwo anzugreifen. Auf den Höhen von Kösen wollte der Herzog von Braunschweig die Rollen verteilen. Ehe man aber an die Saale gelangte, witterte man im Nebel feindliche Truppen. Der Herzog meinte, es seien 800 feindliche Chasseurs — man hatte unterlassen, kleine Detachements nach allen Seiten vorzuschicken! —, es war aber das Korps des Marschalls Davout, der ebensowenig die Preußen so nahe vermutete. Man marschierte von beiden Seiten auf, so gut man konnte, und bildete die Angriffe. Das Terrain war den Preußen ungünstig, und sie konnten immer nur weniger Truppen als ihre Feinde ins Gefecht bringen. Der Tag war unglücklich, und man entschloß sich zeitig nachmittags zum Rückzuge. Demütigend ist es, zu bekennen, daß wir dem Feinde an Zahl überlegen waren, allein darum nicht weniger wahr. Ein Teil der Berliner Garnison — und

einige andere Regimenter in beiden Armeen, der Königlichen und der Hohenloheschen — soll seine Schuldigkeit nicht getan haben, sowie man dies auch von mehreren Kavallerieregimentern behauptet. Drei feindliche Karrees, jedes von einem Bataillon auf dem jenseitigen linken Flügel gestellt, ohne Kavallerie zu ihrem Schutze, konnten von unserer Kavallerie nicht niedergeritten werden. Höchst wahrscheinlich hing das Schicksal dieses Tages von dem Erfolg dieser Unternehmung ab. Die dazu bestimmte Kavallerie kehrte im entscheidenden Moment um und ließ selbst den mit seinem verwundeten Pferde stürzenden Prinzen Wilhelm im Stiche, der vergebens zu Fuß Marsch! Marsch! kommandierte. Der alte General Larisch vom Rükselschen Korps war vor Verzweiflung außer sich über den wenigen Mut, den einige Bataillone zeigten, sowie General Blücher über den Mangel an Folgsamkeit hier und da bei der Kavallerie.

Viele andere Regimenter hinwiederum haben sich sehr ausgezeichnet. So das Regiment Ferdinand, Puttkamer, Wartensleben usw. und mehrere Gardebataillons. Der starke Verlust an Offizieren gibt dieser Klasse der Armee das Zeugnis, daß sie wacker gefochten hat, selbst in den Regimentern, die frühzeitig wichen. Leider war dieser Mut nicht durchgehends ausdauernd und versank zum Teil unter den nachherigen Unfällen. Man hatte sich mit der Idee der Möglichkeit eines solchen Unglücks nicht vertraut gemacht, und Standhaftigkeit im Unglück ist die Sache weniger Menschen. An diesem Tage geschah indes der Rückzug der Armee des Königs mit vieler Ordnung.

Die Armee des Fürsten von Hohenlohe hatte am selbigen Tage die Höhen inne, die zwischen der Saale und Ilm längs der Straße von Jena bis nach Weimar sich hinziehen, den rechten Flügel an Kapellendorf, den linken gegen den Saalegrund, nördlich von Jena, gelehnt, das Dorf Closwitz vor dem linken Flügel habend. In gewisser Rücksicht schien dieses Schlachtfeld unserer Taktik angemessen, sofern die Feinde es wagten, in langen geschlossenen Linien in ungefähr gleicher Stärke gegen uns anzurücken. Allein es fiel nach der Saale hin so steil ab, daß man das Tal derselben nicht beobachten konnte. Vor der Front befanden

sich hin und wieder kleine Waldungen und Gehölze, die dem Feinde zum Vorhange für seine Bewegungen dienten. In Front und Flanke liefen mehrere Schluchten nach des Feindes Seite aus, die auf der Platte anfangen und in dem Saaltale mit steilen, hohen Wänden endigten und von uns unbesezt waren, d. h. man besaß zwar das Haus, der Feind aber Türen und Fenster.

Durch den Verlust der Magazine auf der linken Flanke hatte diese Armee schon seit mehreren Tagen an allem Mangel gelitten. Vor allem war das Verpflegungswesen der Sachsen schlecht geordnet. Man hatte einen Teil dieser Alliierten mehrere vergebliche Märsche tun lassen, wo sie sich am Ende wieder auf demselben Punkte befanden, von dem sie ausgegangen waren. Dies vermehrte das Mißvergnügen. Noch hatte die Armee ihren Feldherrn nicht gesehen, bis am 13. sich der Fürst Hohenlohe entschloß, sich den Truppen zu zeigen. Er galoppierte an der Front herunter und redete die herangetretenen Soldaten an. Kaum war dies mit mehreren Bataillonen geschehen, als General Tauenzien, der seit dem 9. sich mit dem Feinde unter nachteiligen Umständen wacker geschlagen hatte, gegen unsern linken Flügel herangetrieben wurde. Er mußte unterstützt werden. Wahrscheinlich hatte der Feind mit diesem Angriff eine Refognoszierung verbunden.

Tags vorher waren die bei Saalfeld geschlagenen Truppen an unsern rechten Flügel herangezogen worden. Diese Begebenheiten waren nicht gemacht, den Mut unserer Truppen zu erhöhen. Nachdem das Korps des Generals Tauenzien in Sicherheit war, machte man, da man feindliche Truppen auf den jenseitigen Höhen am rechten Ufer der Saale hatte marschieren sehen, eine Refognoszierung bis Dornburg und detachierte den Generalleutnant von Holzendorf mit den zum Teil besten Truppen der Armee in die Gegend bei dieser Stadt und ließ selbigen auf einen Umfang von drei Stunden kantonieren!! Dieses Korps fehlte uns sehr am Tage der Schlacht.

Am 14. mit Tagesanbruch ließ sich etwas Feuer hören. Man hielt dies für eine Refognoszierung, bis der Augenschein zeigte, daß man es mit der ganzen Macht des Feindes zu tun hatte. Nun wurde um Hilfe zu Generalleutnant

von Röchel gesandt, der sich aus eignem Antrieb bei Umpferstadt an der Straße von Weimar nach Jena aufgestellt hatte, um beiden Armeen, der des Königs und der des Fürsten Hohenlohe, näher zu sein. Er kam in Eile an, nachdem das Dorf Dierzehnheiligen bereits in Brand gesteckt, vom Feinde genommen und der linke Flügel der Hohenloheschen Armee schon umgangen war. Der Teil des Röchelschen Korps, den er mit sich gebracht hatte, hätte sehr nützlich sein können, um den Rückzug der Armee zu sichern, wenn er auf den Höhen rückwärts von Kapellendorf wäre aufgestellt worden. Allein die allerdings statthafte Möglichkeit, die Schlacht auf dem Punkte von Dierzehnheiligen wiederherzustellen, schwebte diesem General zu schön vor. Er machte seinen Angriff anfangs mit vielem Glück, das feindliche Kartätschenfeuer hagelte aber bald seine wenige Infanterie darnieder, und somit war auch das Letzte verloren. Der Feind war durch alle Schluchten vorgedrungen, verlängerte immer durch seine Überzahl seine Flanken und umfaßte somit überall unsere Stellungen. Die Unordnung kam in unsere verdünnten Reihen. Man versuchte noch, quer über die Chaussee, die von Jena nach Weimar führt, auf einer Anhöhe und vor einem Holze Truppen zu sammeln und aufzustellen, allein kaum war man damit zustande, so erschien eine große Linie feindlicher Kavallerie, hieb, was sie vorfand, darnieder und zerstreute das übrige. Der Fürst von Hohenlohe entkam nur mit Mühe mit einem kleinen Gefolge. Alles stürzte sich nun die Chaussee nach Weimar hinab, selbst das Geschütz mit einer solchen Schnelligkeit, daß man die Speichen der Räder nicht erkennen konnte, während die Franzosen Haubitzengranaten nach dieser Stadt warfen. Unweit dieser Stadt erfuhr man das Unglück, das der Armee des Königs begegnet war, und nun war unsere Hoffnung, uns darauf zurückzuziehen, vernichtet, selbst das Entkommen der Armee wurde problematisch. Alles zog nach Gutdünken seine Straße. Was seine Richtung nördlich von Erfurt nahm, entging der Gefangenschaft; was sich unbedachtjam in diese Stadt warf, fiel des andern Tags dem Feind in die Hände. Ein großer Teil beider Armeen zog nun auf verschiedenen Straßen nach Sondershausen und der Gegend, die Flüchtlinge der einen Armee die der andern

mit Schrecken erblickend. Die Reste von der des Königs hatten nur dicht an den feindlichen Wachtfeuern der Gefangenschaft entführt werden können, und die den Feinden glaubhaft gemachte Vorspiegelung eines Waffenstillstandes rettete einen Teil derselben. Von Sondershausen und den umliegenden Orten wendete sich meist alles nach Nordhausen und den Übergängen durch das Harzgebirge. Wenige Bataillons waren noch beisammen. Ermüdende Märsche, zum Teil bei Nachtzeit, hatten die Truppen auseinandergebracht, und jetzt wurde der Verlust so vieler gebliebenen und verwundeten Offiziere fühlbar. Das Land wurde schnell durch die Menge durchströmender Flüchtlinge aufgezehrt, und der Mangel an allem Eßbaren trieb die Hungernden auseinander. Die Disziplin erlosch, und jeder sorgte für sich nach eigenem Gutdünken. So kam es, daß man am 17. nur wenig geordnete Bataillone und Eskadrons aufstellen konnte, als der Marschall Soult vor Nordhausen erschien und die Generale Kalkreuth und Blücher, die sich vor der Stadt aufgestellt hatten, angriff. Fürst Hohenlohe hatte sich mit fünf Grenadierbataillonen und etwas Kavallerie auf die Höhen rückwärts von Nordhausen gezogen, schlug aber den Weg nach Stolberg ein, als er immer mehr Feinde erscheinen sah. Kalkreuth verlor seine linke Flanke und wurde an die Schluchten des Harzgebirges gedrängt. Das Terrain verengte sich immer mehr, und seine Infanterie- und Kavalleriekolonnen hatten sich schon bis auf einige Schritte einander genähert. Hätte der Feind diese Verfassung gewußt, so war dieses ganze Korps vernichtet. So aber entkam General Kalkreuth noch. Es gehört unter die Denkwürdigkeiten dieser unglücksvollen Tage, hier zu bemerken, daß der General im Harzgebirge kapitulieren wollte! Die Verwirrung unter den Truppen war bereits so groß, daß Preußen auf Preußen feuerten, sich einander für Feinde haltend.

Vom Harzgebirge zog man nach Magdeburg, wovon uns die Feinde hätten abschneiden können, wenn ihnen unsere Auflösung wäre bekannt gewesen. Der Herzog Eugen von Württemberg hatte sich mit der 16 000 Mann starken Reservearmee bei Halle aufgestellt und, unerachtet er von unserer Niederlage unterrichtet war und sich infolge derselben nach Bernburg hätte ziehen müssen, ließ

er sich dennoch in diesem schlechten Posten überfallen. Er verlor ein Drittel seines Korps, und dieses entkam nur durch die Tätigkeit der Generale Nažmer und J. Larisch nach Dessau. So warfen sich endlich auf beiden Ufern der Elbe die geschlagenen Truppen nach Magdeburg, ohne Geschütz, zum Teil ohne Fahnen, viele ohne Waffen, alle mutlos, Reiterei, Fußvolk, Artilleristen, Knechte, Pferde, Gepäc und geflüchtete Einwohner, aus den dem Feinde überlassenen Gegenden untereinander vermischt, in langen, mehrere Tage hintereinander unterbrochenen Kolonnen einherziehend. Nie versank eine Armee in eine solche Auflösung. Ermüdet und ausgehungert lagerte sich das, was nicht in Magdeburg unterkommen konnte, auf den Straßen dieser Stadt. Die Lebensmittel fingen bald an, zu fehlen, und da man zum Ersatz der schon vor der Schlacht am 14. verlorenen Magazine diejenigen, womit die Stadt zur Belagerung ausgestattet war, angegriffen hatte, so wurde deren schleunige Wiederfüllung eine Aufgabe von der höchsten Wichtigkeit. Es war hier schwer, einen Entschluß zu nehmen. Wollte man die Armee hier sammeln und neu organisieren, so zog man der Festung eine Menge Mitesser zu, die die geringen Vorräte schnell aufgezehrt hätten. Ließ man die Truppen weiterziehen, so wurde die Wiederherstellung der Ordnung schwer. Ein großer Teil der Leute hatte sich indessen selbst in seine Heimat beurlaubt, und nach mehreren kostbaren Tagen gelangte man endlich zu dem Entschluß, das, was noch vorhanden war, zusammenzutrommeln und auf das Glacis zu lagern. Einen Teil ließ man zur Besatzung zurück, und aus dem andern bildete man zwei Kolonnen, um sich damit bei Stettin hinter die Oder zu setzen.

Da der Feind bereits den 19. bei Coswig an der Elbe war, während unsere Armee sich noch den 21. bei Magdeburg befand, so war es klar, daß die Franzosen früher bei Stettin sein konnten als der Fürst von Hohenlohe, dem nunmehr der Oberbefehl über alle preußischen Truppen übertragen war. Nur Geschwindigkeit, Entschlossenheit und möglichste Geheimhaltung der Marschrichtung konnten noch retten. Brotverpflegung in der gewöhnlichen Form konnte hier nicht eintreten, und man mußte nur darauf denken, den Soldaten mit Fleisch und Kartoffeln zu ernähren.

Statt dessen ließ Herr von Guionneau in der ganzen Richtung des Marsches Brot backen, das erst nach Ankunft unserer Truppen fertig wurde und dem Feinde in die Hände fiel und, was noch schlimmer ist, unsern Marsch offenbarte. Es wäre offenbar besser gewesen, den größten Teil der Armee schon vor dem Harzgebirge westlich um solches herumzuführen und sich damit zwischen Braunschweig und Wolzenbüttel zu setzen, oder, nachdem man einmal über die Elbe gegangen war, damit hinter den Brüchen des Havellandes, der Länder Rhinow und Griesaß und hinter dem Sinowkanal zu manövrieren; diese Vorschläge wurden aber nicht beliebt, so wenig als der vorgeschlagene Marsch über Rathenow, Griesaß, Sehrbellin, Zehdenick, Angermünde und Schwedt. Der Fürst von Hohenlohe ließ sich überdies durch Nachrichten aus Berlin verleiten, noch mehr links auszuweichen, somit seinen Weg zu verlängern und die ohnedies schon starken Märsche noch zu vergrößern. Er geriet dadurch in unfruchtbare Gegenden und in Quartiere, wo nichts zur Aufnahme seiner Truppen angeordnet war. So verlor man am Ende beinahe einen ganzen Tagemarsch, und der Feind ereilte endlich die Kolonne rechter Hand bei Prenzlau, als sie gerade mit der Hälfte durch das Defilee daselbst gegangen war. Ein nachteiliges Gefecht begann, und das Regiment Prittwitz-Dräger wurde auf das Regiment des Königs geworfen, das dadurch in Unordnung geriet und viel litt. Der Prinz August wurde mit einigen Bataillonen abgedrängt und ging die Ufer abwärts, um einen Übergang über diesen Fluß zu finden. Er wurde endlich in einem Sumpf gefangen. Die ganze Kolonne wurde nun, mit Ausnahme der Regimenter Katt und Baillodz, ein Teil ohne, der andere mit Kapitulation gefangen¹⁾. Der General Schimmelpfennig hat den größten Teil an diesem Unglück. Er legte gar keine Wichtigkeit auf die Brücke von Zehdenick, die, wäre sie abgebrochen und der Übergang gehörig verteidigt worden, den Feind verhindert hätte, so schnell bei Prenzlau zu erscheinen. Es kam hier auf wenige Stunden an; denn konnte der Fürst von Hohenlohe hinter die Randow gelangen, so war er in diesem von

¹⁾ 28. Oktober 1806.

der Natur zur stärksten Verteidigung ausgerüsteten Terrainabschnitt vollkommen gesichert, seine Truppen konnten in einem fruchtbaren Lande sich erholen, der Fall von Stettin, und vielleicht auch der von Küstrin, wurde verhindert. Die Kolonne linker Hand sammelte sich zum Teil unter Generalleutnant Blücher, und irrt noch, einem ungewissen Schicksal preisgegeben, herum ¹⁾, sowie das noch ungeschwächte Korps des Herzogs von Weimar, der während der ereignisvollen Tage über den Thüringer Wald vorgeedrungen war und das Glück gehabt hatte, unangetastet die Elbe wieder zu erreichen. Noch bestehen zwei kleine Korps unter den Generalen Bila und Lecoq.

Um unser Unglück noch zu vergrößern, mußten die gefallenen Festungen mit abgelebten, feigherzigen und schlechtgedenkenden Kommandanten versehen sein. Stettin war sündlicher Weise nicht zum besten versehen. Man hatte sich lange darüber gestritten, an welchen schicklichen Orten neue Festungen angelegt werden sollten, und hatte zum Teil die alten darüber vergessen. Namentlich war in Stettin die Kontreestärke verfallen, keine Pallisaden vorhanden, und sogar fehlte das hinlängliche Geschütz, besonders das leichte, um in den ausspringenden Winkeln des bedeckten Weges die Stürmenden abzuhalten. Mit gutem Willen und Tätigkeit hätte sich indessen gegen Truppen, die nicht mit schwerem Geschütz versehen waren, ein schöner Widerstand tun lassen. Der Gouverneur ergab sich auf die erste Aufforderung weniger Chasseurs ²⁾. Noch schändlicher fiel das schöne, wohlversiehene Küstrin, so hochwichtig durch seine Lage ³⁾.

So sind wir zu der Demütigung gebracht, Hilfe und Rettung von unsern Nachbarn oder vor einem schimpflichen Frieden erwarten zu müssen. Selbst dieser kann uns nicht helfen, denn er bleibt immer nur ein Palliativ. Der Geist unserer Armee ist verschlechtert, die Unfähigkeit mehrerer Generale manifestiert. Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und keine Fähigkeiten von oben. Die noch

¹⁾ Das Blüchersche Korps mußte am 7. November bei Ratkau sich ergeben. Vgl. Quellenbücher Nr 46.

²⁾ Am 29. Oktober 1806.

³⁾ Am 1. November.

helfen könnten, haben nicht mehr die Mittel dazu. Kleinmut herrscht beinahe überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt. Ob eine neue Dynastie über die baltischen Länder herrschen soll, ist nicht dem Pöbel allein, nein, auch Männern in hohen Ämtern gleichgültig. Jeder will nur sich und seine Genüsse retten, und dem Ehrliebenden bleibt nichts übrig, als diejenigen zu beneiden, die auf dem Schlachtfelde blieben. Wohl kann unter gewissen Voraussetzungen die Monarchie noch gerettet werden, allein die Schande der Armee, die infolge verschuldeter Unfälle zu einem Nichts dahinschmolz, bleibt unvertilgbar. Sogar der Geist der Offiziere unserer Armee ist beinahe vernichtet. Mehrere haben sich freiwillig gefangen nehmen lassen, und haufenweise boten sie ihre Kapitulation dem Feinde an, da es in ihrer Macht stand, sich zu retten. Die Folgen dieser schändlichen Sinnesart würden dann recht fühlbar werden, wenn je wieder sich der Sieg an unsere Fahnen kettete, wenn die Russen, statt das ungewisse Schicksal der Waffen zu versuchen, mit Verstand manövierten; wie? ist hier nicht der Ort zu entwickeln. Wenn Oesterreich, statt seiner Rache gegen uns Raum zu geben und sich durch die Aussicht auf Schlesien lähmen zu lassen, den Eingebungen einer gesunden Politik gehorchte und an der Elbe und Donau vorrückte, dann würden die Franzosen sich ebenso schnell auf das linke Ufer der Elbe geworfen sehen, als sie an die Weichsel gekommen sind; dann könnte die Armee aus ihrer Asche wieder entstehen, aber dann würde auch der Mangel an Offizieren die neue Schöpfung an ihrem Fortgange sehr hindern, obschon unter tüchtigen Anführern und mit Verkennung alter Armeevorurteile sich vielleicht neue Menschen bilden ließen, die den Verlust eines großen Theils der alten vergessen ließen.

Es ist hier der Ort, etwas über die Kriegsart der Franzosen zu sagen. Den hohen persönlichen Mut, den sie sich selbst beilegen, haben wohl wenige gefunden, aber sie sind gut geführt. Sie setzen weder ihre Linieninfanterie noch ihre Kavallerie vieler Gefahr aus. Erstere steht hinter Erdrändern und Anhöhen in Hohlwegen usw., immer mit

Benutzung deckender Gegenstände, in Linie oder in Kolonne, je nach der Natur des Bodens; letztere außer dem Kanonenschuß in großen Massen vereinigt; ihre Batterien an schicklichen Stellen, zwischen, auch vor selbigen eine Linie von Tirailleurs und Voltigeurs, die ein wohlunterhaltenes Feuer auf unsere geschlossenen Massen machen, wegen ihrer Entfernung nur im Bogen und nicht mit der ihnen zugeschriebenen Schärfe schießen, aber doch viele verwunden, sich kaum je auf 300 Schritte nähern und zurückweichen, sobald man ihnen entgegengeht, wo aber ein wohlgeleitetes Kartätschenfeuer aus ihren Batterien anfängt, das seine Wirkung auf unsere Linien nicht verfehlt, während die unsrigen keinen Gegenstand haben, worauf sie ihr Feuer richten könnten. Ihre Linien sind nirgends zusammenhängend, folglich den Unordnungen weniger ausgesetzt. Die Fähigkeit ihrer Generale erlaubt ihnen, in abgesonderten Haufen zu fechten, und ihre Übermacht, ihre Flanken beständig zu verlängern und alle konzentrisch zu umfassen. So kommt es, daß sie in jenen unglücklichen Tagen ungleich weniger Leute als wir verloren, man mag sich auch noch so sehr mit der Sage des Gegenteils trösten wollen. Der Gebrauch, den sie von ihrer Kavallerie machen, ist vortrefflich. Sowie der Feind weicht, erscheint sie in langen Linien und verbreitet Schreck und Verwirrung. Wo sie es indessen wagte, in nur gleicher Anzahl gegen die unsere zu erscheinen oder sich auf das Einzelgefecht mit selbiger einzulassen, ist sie dafür gezüchtigt worden. Dies ist jedoch nur selten geschehen. Ein Teil ihrer Infanterie hat gegen die Angriffe unserer Kavallerie einen schönen Mut bewiesen. Sie war in kleine Karrees gestellt. Nur das erste Glied gab Feuer, warf sich dann auf die Erde, kreuzte die Bajonette, das zweite Glied schlug an, gab aber erst sein Feuer auf unsere umkehrende Kavallerie zum Geleite, das dritte machte fertig. Bei einer so gut abgerichteten Infanterie mögen sie solche wohl von Kavallerie entblößen und diese zu großen entscheidenden Wirkungen zusammenhalten.

Viel ist von Verrätereien die Rede gewesen; allein nach allen den ungünstigen Einleitungen zum Kriege braucht man sie keine Rolle spielen zu lassen. Zwar scheinen Be-

arbeitungen der Truppen stattgefunden zu haben, und die Bemühungen, die Gemüter mit Schrecken zu erfüllen, waren sichtbar. Namentlich wurde am 11. Oktober das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe zu Jena alarmiert. Alles stürzte durcheinander. Reiterei ritt ihre eigenen Offiziere und Infanterie darnieder; umgestürztes Geschütz und Wagen verstopften die Straßen, die nach Jena zu führen; die gegen diese Stadt dirigierten Truppen ließ man kehrt machen, und sie sollten ihre Rettung in den Gebirgen suchen. Jammergeschrei füllte die Stadt; ein Offizier, vor Verwirrung außer sich, erzählte dem Feldherrn mit vorgehaltener Pistole, daß er die Franzosen mit eigenen Augen gesehen habe, und am Ende war von dem allen nichts! Nicht einmal untersucht und bestraft wurden diese Unordnungen! Eine wichtigere Rolle aber spielte unsere Verblendung gegen das, was der kühne Feind unternehmen konnte. Man schmeichelte sich immer noch, nachdem der Feind bereits im Main- und Jhgrunde und in der Oberpfalz seine Truppen sammelte, mit Unterhandlungen zum Zwecke zu kommen. Man überredete sich, Napoleon würde den ihm hingeworfenen Sehdehandschuh nicht aufnehmen, er, der nur einen Vorwand suchte, das nördliche Deutschland anzufallen. Man hatte es für so leicht gehalten, diesen Feind zu überwältigen, daß die Kavallerie nicht einmal vollzählig ins Feld rückte und die Depots nur aus den der Eskadron fehlenden Leuten bestanden. Kein Artillerietrain war angeordnet, und daher kam es, daß mitten in der Schlacht Batterien abgefahren werden mußten, die keine Munition mehr hatten. Man hatte demjenigen, der die Alpen überstieg, nicht zugetraut, daß er die Schluchten der Saale durchgehen könne, ungeachtet man nach dem Studium seiner Feldzüge und nach der Natur seines Verpflegungswezens, das auf die Vorräte ertragsreicher Gegenden berechnet ist, wissen konnte, daß er immer die kürzeste Linie zwischen zwei fruchtbaren Ländern aufsucht, hier Franken und Thüringen. Das rechte Ufer der Saale ist überdies fruchtbarer als das linke, und sowie er das Tal dieses Flusses gewonnen hatte, war seine Subsistenz gesichert, während wir auf das unfruchtbare Plateau am linken Ufer dieses Flusses eingeschränkt waren, eine Gegend, die für unsere Kriegsart

und unsern Mangel an zweckmäßig organisierter leichter Infanterie keineswegs geeignet war.

Gerade in der Richtung seiner Operationslinien hatten wir unsere Magazine angelegt; mit ihnen ging auch unsere Schiffbrücke verloren, auf der die Feinde nachher über die Elbe gingen, und am Ende waren wir durch seine Stellungen so umfaßt, daß die Armee des Königs ihren Rücken gegen die feindlichen Länder, die Marschälle Davout und Ney den ihrigen gegen unsere Staaten gefehrt hatten, welcher unglücklichen Stellung hauptsächlich die Größe unseres Unglücks beizumessen ist; die Schuld hiervon trägt der Herzog von Braunschweig, und der Feldherrn Nimbus ist von seinem sowie mehrerer anderen Haupte verschwunden.

Zwei verlorene Schlachten an einem Tage, unter so nachteiligen Umständen, waren auch für Preußen eine zu harte Prüfung. Was Europa auch davon glauben mochte, so war diese Monarchie dennoch kein militärischer Staat, ungeachtet das System derselben, unter den ersten Mächten Europas einen Platz zu nehmen, solche in die Notwendigkeit gesetzt hatte, ein großes Heer durch starke Auflagen zu unterhalten. Dies war aber auch nur die einzige militärische Seite desselben. Sonst war nichts zur Einheit organisiert. Die Trennung aller Gewaltzweige, das ungeheure Formenwesen und die besondere Verfassung einer jeden Provinz machten eine Umformung des Staatsgebäudes beinahe unausführbar. So war mit dem vernichteten Heere auch die Hoffnung auf selbständige Rettung geschwunden, da die Aufstellung einer Reserve verabsäumt war und nachher dadurch unmöglich wurde, daß der größte Teil der Armeebedürfnisse, deren Anhäufung in eine ungünstig gelegene Hauptstadt nicht zu rechtfertigen ist, mit selbiger, und was noch daraus gerettet wurde, in den hingegebenen Festungen nachher in Feindes Hände fiel¹⁾.

¹⁾ In Berlin zog Napoleon am 27. Oktober ein; am 8. November kapitulierte auch Magdeburg trotz einer Besatzung von 24 000 Mann und reichen Kriegsvorräten.